

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 27 (2020)
Heft: 298

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Revolutionsfolklore, Palmenstrände und Party in der Fledermaushöhle: Die Flaschenpost aus der Schweinebucht in Kuba.
PS: Der Fidelismus ist am Ende. Von Roman Hertler

40

Margot Blaser aus Hundwil war Teil der Kibbuz-Bewegung. Die Spurensuche zeigt: Es lockten das Heilige Land und die Abenteuerlust. Von Gabriele Barbey

43



Auch in der Schweinebucht gibt es Baupläne für grossangelegte Hotel-Ressorts wie auf Cayo Coco im Bild. Bleibt die Frage, ob die Infrastruktur hält, bis genügend Touristen die Zimmer belegen.



Dem französischen Korsar Gilberto Girón er ging es gar nicht gut, als er 1604 am westlichen Ende der Bahía de Cochinos an jenem Strand landete, dem er später seinen Namen geben sollte. Nicht etwa, weil er sich die Fusssohlen geschunden hätte am spitzen, schwarzen Lavagestein, der dieses Gestade prägt. Es gibt auch einige Stellen mit feinem, weissem Sand. Der Pirat hatte es auf Ärger abgesehen, den Bischof von Kuba entführt und Lösegeld gefordert. Wutentbrannte Bewohner des Städtchens Bayamo nahmen die Verfolgung entlang der Küste auf. In der Schweinebucht stellten sie den Franzosen. Ein afrikanischer Sklave schnitt Gilberto Girón den Kopf ab. So will es die Legende. Auch eine andere fremde Macht kassierte hier eine welthistorische Niederlage.

In Villa Playa Girón, dem 2000-Seelen-Fischerdorf, gingen im April 1961 die allermeisten der 1400 kampfbereiten Exilkubaner an Land. Mit dem Traum, Kuba den bärigen Revolutionären wieder zu entreissen, und mit Waffen der CIA ausgestattet, glaubten sie an den Erfolg ihres Überraschungsangriffs. Doch John F. Kennedy hatte den kubanischen Nachrichtendienst unterschätzt. Fidel Castro wusste bestens Bescheid und brachte seine Streitkräfte frühzeitig in Stellung. Die exilkubanischen Luftangriffe verfehlten ihre Ziele. Die kubanische Luftwaffe versenkte zwei Versorgungsschiffe der Angreifer, womit die 1400 Konterrevolutionäre an Land isoliert waren. Über 100 Invasoren wurden in Scharnitzeln getötet, 1200 gefangen genommen. Fidel Castro, zuvor nicht gänzlich auf leninistisch-marxistischer Linie wie Bruder Raúl

und Kampfgefährte Che Guevara, verkündete jetzt: «Sozialismus oder Tod». Kuba hatte sich damit definitiv der Sowjetunion zugewandt.

An der Strasse, die von Norden an die Playa Girón führt, stehen Soldatendenkmäler. Am Dorfeingang prangt ein riesiges Plakat, das die «erste grosse Niederlage des US-Imperialismus in Amerika» feiert. Vor dem schäbigen Revolutionsmuseum im Ort erinnert ein Panzer und ein britischer Hawker Sea Fury, der von der kubanischen Luftwaffe benutzt wurde, an den heroischen Verteidigungskampf. Revolutionsfolklore ist in Kuba allgegenwärtig. In jeder zweiten Kneipe hängt eine Che-Flagge, Fidel-Fahnen gibt es hingegen keine. Sein Konterfei schwadroniert nur noch auf den Propagandafahrten an den Überlandstrassen und an Ortseingängen.

An zweiter Stelle nach dem Stolz auf die militärischen Erfolge der Revolution kommt in Kuba der Naturschutz. Kein Land der Welt hat anteilmässig grössere Naturschutzflächen eingezogen. Eine davon ist die Bahía de Cochinos. In Kuba werden nicht nur Schweine, sondern auch der karibische Drückerfisch «cochino» genannt. Die Bucht ist nach dem Fisch benannt.

Fidel Castro wusste bestens Bescheid und brachte seine Streitkräfte frühzeitig in Stellung. Die exilkubanischen Luftangriffe verfehlten ihre Ziele. Die kubanische Luftwaffe versenkte zwei Versorgungsschiffe der Angreifer, womit die 1400 Konterrevolutionäre an Land isoliert waren. Über 100 Invasoren wurden in Scharnitzeln getötet, 1200 gefangen genommen. Fidel Castro, zuvor nicht gänzlich auf leninistisch-marxistischer Linie wie Bruder Raúl

Spektakuläre Wall-Dives (Tauchgänge an Steilwänden) sind in der Schweinebucht garantiert. Auch Fidel war begeisterter Sporttaucher, Meeresartschutz sein persönliches Anliegen.

Wie es um den kubanischen Naturschutz wirklich bestellt ist, wird schnell klar. In einer Fledermaushöhle auf Cayo Coco wurde für Pauschaltouristen eine Disco eingerichtet. In Krokodilfarmen hat man erkannt, dass Arterhalt zwar wichtig ist, Fleisch- und Lederproduktion aber rentabler. An den Stränden wird Plastikmüll angespült. Und von einem Ausflug in den Parque Nacional wird abgeraten, weil es im Moment kaum Tiere zu sehen gibt. Sie wurden vertrieben durch das Geballere, das während der Dreharbeiten zur dritten Staffel der kubanischen TV-Serie *lucha contra bandidos* (dt. Kampf gegen Banditen) veranstaltet wurde. So nannte Fidel den Kampf gegen konterrevolutionäre Batista-Anhänger, lokale Bauern und abtrünnige Guerrilleros in den nahen Escambray-Bergen von 1959 bis 1965. Sozialistische Selbstvergewisserung und Erinnerungskultur stehen in Kuba eben doch über dem Naturschutz.

Von der Dachterrasse unserer Unterkunft in Playa Girón – eines der wenigen Häuser, das über zwei Stockwerke verfügt – können wir fast das ganze Dorf überblicken. Direkt hinter uns ragt das grösste Gebäude des Orts auf, ein bröckelnder Plattenbau, in dem meist alle Fenster offenstehen. Kindergeschrei und nachbarschaftlicher Austausch über die Balkone: Das Haus gleicht einer vielszenigen Slapstick-Bühne. Die Betonarchitektur des Blocks erinnert an die Zeiten, als Kuba noch am Finanztropf Moskaus hing.

Der Zusammenbruch der Sowjetunion stürzte Kuba in eine tiefe Krise, die sogenannte «Sonderphase» in den 90er-Jahren, von der sich die Karibikinsel nie mehr richtig erholen sollte. Der Zuckerexport, einst wichtigste Einnahmequelle, ist zusammengebrochen. Der Tourismus sollte in die grossen Ressorts von Varadero und Cayo Coco geleitet werden. Aber selbst dort sind im Februar – es ist Hauptsaison – maximal die Hälfte der Zimmer der heruntergekommenen Retortensiedlungen und Hotelanlagen gebucht. Auch an den schönsten Postkartenstränden der Insel, die ausnahmslos öffentlich zugänglich sind, gibt es immer genügend freie Liegestühle. Auf der Autobahn herrscht kaum Verkehr, selten begegnet man Pferdegespannen oder einem Buick aus den 50er-Jahren. Status gibt es höchstens vor Tankstellen.

Seit 2011 ist es Kubaner erlaubt, unter strenger staatlicher Aufsicht private Restaurants und Unterkünfte zu betreiben. Wer mit der konvertiblen Zweitwährung Kubas und damit mit Touristen Geschäfte machen kann, kann es durchaus zu bescheidenem Wohlstand bringen. Doch das Ersparte kann kaum für etwas ausgegeben werden, weil Konsumgüter höchstens höheren Parteidunktionären und Touristen frei zugänglich sind. Fernsehen ist ein Luxus, ein Bier kostet umgerechnet einen Dollar, ein kleines Vermögen angesichts durchschnittlicher Monatsgehälter von rund 30 Dollar – egal ob Ärztin oder Mechaniker.

Ein Ziel des temporären kubanischen Wirtschaftsministers, Ernesto Che Guevara, war die Verdoppelung des Wohlstands aller Kubaner und die Abschaffung des Geldes.

Heute gibt es zwei Währungen und die Ein kommensschere öffnet sich immer weiter. Längst hat sich in Kuba eine Zweiklassengesellschaft etabliert. Der Fidelismus hat seine wichtigsten Ziele nach dem militärisch erfolglosen Freiheitskampf weit verfehlt. Das System konnte nur durch scharfe Disziplinierung aufrechterhalten werden. Heute interessieren sich die Menschen kaum für Politik. Solange sie nicht zum Apparat zählen, können sie ohnehin nichts erreichen. Über den ikonografisch allgegenwärtigen Fidel spricht kaum jemand, schon gar nicht un aufgefordert. Offene Opposition wird nach wie vor kaum geduldet.

Der kritische und international bekannteste zeitgenössische Schriftsteller Kubas, Leonardo Padura, beschreibt in seinem Havana-Krimi die gesellschaftliche Spaltung, die Misere in den bröckelnden Wohnhäusern und in den illegalen Blech- und Kartonsiedlungen an den Rändern der Hauptstadt, ohne aber je die Verantwortlichen beim Namen zu nennen oder das System an sich anzuprangern. Kubanische Autoren wägen ständig ab, wie weit sie in ihrer Kritik gehen können, um der Zensur gerade noch zu entgehen. Und wenn ihnen dies gelingt, müssen sie sich fragen, ob sie weit genug gegangen sind. Heute brüstet sich die Regierung damit, einen Autor wie Padura nicht mehr zum Schweigen zu bringen, wie das noch in den 1970er- und 80er-Jahren üblich war.

Hingegen bekam die offen oppositionelle Bloggerin Yoani Sánchez immer wieder die harte Hand der Staatsrepression zu spüren. Sie wurde eingeschüchtert, ihr Blog

Generación Y wurde zwischenzeitlich blockiert, mehrmals wurde sie nach friedlichen Protestaktionen festgenommen. International gie niesst Sánchez breite Anerkennung und wird mit Journalisten- und Friedenspreisen eingedeckt, weshalb die Regierung mittlerweile dazu übergegangen ist, den Blog zuzulassen, und jetzt versucht, selber ein digitales Gegen gewicht aufzubauen. Zu Lebzeiten hat sogar der Maximo Lider persönlich gebloggt – natürlich weit weniger erfolgreich als Sánchez.

Die digitale Revolution und der Wandel, so unpolitisch sie für die grosse Mehrheit der Kubanerinnen verlaufen, lassen sich von den graubärtigen Revolutionären nicht auf halten. Draussen vor dem Wohnblock in Playa Girón hören die Jugendlichen ihren Reggaeton aus Philips-Böxcchen und schauen sich auf ihren Smartphones die Clips dazu an. Sie verheissen ihnen ein Leben in Luxus, wie es der kommerzialisierte Goldketten-Hip-Hop den jungen Nachbarn vorzeigt.

Der Fidelismus wird sich in seiner heutigen Form nicht mehr lange halten können. Die Frage bleibt, ob die gesellschaftliche und wirtschaftliche Öffnung mehr sozialen Ausgleich bringt, oder ob die Entfesselung der Märkte die Zweiklassengesellschaft zementiert. Klar ist, dass der Umschwung nicht mehr in Gestalt bewaffneter Männer aus den Bergwäldern oder von der Schweinebucht herkommt. Auf der Karibikinsel, wo die allermeisten Bauern das Gras noch mit der Machete schneiden und die Tabakfelder mit Ochsengespannen pflügen und eegen, hat der Wandel mit der – bewusst zaghafte – Einführung des Internets im Kleinen längst begonnen.

Roman Hertler, 1987, ist Saitenredaktor.



St.Galler Stadtwerke

Wir unterstützen Saiten auf
dem Weg zur CO₂-Neutralität.

Ab sofort heizt die Redaktion mit klimaschonendem Biogas.

Wechseln auch Sie Ihr Gas- oder Stromprodukt.

Sie leisten damit einen wichtigen Beitrag an den ökologischen
Umbau der Energieversorgung in der Stadt St.Gallen.

sgsw.ch

COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen
Tel. 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

**LASS DICH INSPIRIEREN
VOM BÜCHERFRÜHLING!**

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und
WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit **E-Shop!**
(auch E-BOOKS)

**Saiten sucht einen Raum für
sein Archiv**



- **Möglichst gratis und für
immer (oder langfristig)**
- **Unkomplizierter Zugang**
- **Sichere und trockene
Lagerung**
- **Platzbedarf ca. 6 Kubikmeter
oder 3 Palettenstellplätze**



**Verlag Saiten, Fronergartenstrasse 9
9004 St.Gallen, 071 222 30 66, verlag@saiten.ch**

GENERATION KIBBUZ

In ihrer Blütezeit – lange vorbei – strahlte die Kibbuz-Bewegung in die ganze Welt hinaus. Erstaunlich viele ältere Ostschweizerinnen haben Kibbuz-Erfahrung. Was hat sie motiviert, fasziniert? Margot Blaser, 1950 in Gossau geboren und wohnhaft in Hundwil, ist eine von ihnen. Die Gespräche mit ihr zeigen: Es lockten das Heilige Land und Abenteuerlust. Von Gabriele Barbey



Beduinen vor Paul McCartney in Gaza-Stadt, Frühsommer 1973.

Bepackt mit Fotoalben, Kibbuz-Fibel und -Zertifikat, einem Tagebuch, einer dicken Diplomarbeit, einem maschinengeschriebenen Reisebericht und Handnotizen erscheint Margot Blaser zum ersten Gespräch. Zwei ihrer mitgebrachten Dokumente stammen von einer Freundin und einem Freund aus dem Kreis einer Schweizer Kibbuz-Gruppe. Beim Aufblättern ihrer Fotoalben fallen gesammelte Zeitungs- und Zeitschriften-Artikel zum Thema Israel heraus. Wären sie nicht leicht vergilbt, könnte man sie auf den ersten Blick für aktuell halten: Sie zeigen Bilder mit jungen Frauen und Männern in Zivilkleidung und lässig umgehängtem Gewehr, offensichtlich auf einem Kontrollgang vor Stacheldrahtabsperrung – andere Fotos sind Nahaufnahmen von demonstrierenden Israelis, Plakate hochhaltend: Peace now! Das war 1978.

Die roten Fäden im Leben der Margot Blaser

Margot Blaser, geboren 1950, lässt eine prägnante Phase in ihrem Leben Revue passieren: Von Frühling bis Sommer 1973, etwa drei Monate vor dem Jom-Kippur-Krieg, war sie Volontärin im Kibbuz Kfar Aza nahe Gaza; 1975 und 1978 reiste sie erneut nach Israel/Palästina und auf die Sinai-Halbinsel. Seit

1994 lebt Blaser in Hundwil: Hier bewohnen sie und ihre Freundin ein über 300 Jahre altes Ausserrhoder Bauernhaus – energietechnisch beinahe autark, sagt sie und weist auf Warmwasser- und Photovoltaik-Anlagen auf dem Dach. Die Nähe zur Natur suchen, mit ihr arbeiten, zeigt sich als roter Faden in ihrem Leben: Die medizinische Laborantin hütete im Kibbuz am liebsten Schafe, machte später die Berufsmatura und arbeitete als Sachbearbeiterin Abwasserreinigungsanlagen, wo sie die Hälfte der ARA des Kantons St.Gallen betreute. Zusätzlich liess sie sich zum Klärwerkmeister (sic!) ausbilden.

Der Nahe Osten fasziniert sie nach wie vor. Im November 2019 reisten sie und ihre Freundin, heute beide pensioniert, auf einem Kreuzfahrtschiff von Israel durch den Suezkanal via Rotes Meer an Jemen vorbei und durch die Strasse von Hormuz in den Persischen Golf, nach Oman und Dubai. Eine Reise, um Erinnerungen aus den Siebzigerjahren mit aktuellen Eindrücken zu vergleichen, Kontraste zwischen den einzelnen Destinationen zu erleben. Als Kind hatte sie viel vom Heiligen Land gehört, die mythischen Stätten hatten ihre Fantasie beflogen, so dass sie als junge Frau alles mit eigenen Augen sehen wollte – eine wichtige Motivation für ihre Is-

rael-Reisen! Dem «konfessionell Heiligen» aber steht Blaser schon länger kritisch gegenüber, vor bald fünf Jahren ist sie aus der katholischen Kirche ausgetreten.

Blasers Vater war Buchhalter, reformiert, die Mutter Vorarlbergerin, folglich katholisch, sie arbeitete als Buffetangestellte. Als Margot sechs Jahre alt war, starb der Vater. Die drei Töchter (geb. 1932, 1941, 1950) wurden katholisch erzogen und gingen in den Blauring. Dort musste Margot basteln, was ihr zuwider war. Sie war eine mittelmässige Primarschülerin, das siebte Schuljahr in der Abschlussklasse empfand sie als Albtraum. Welche Erleichterung, dass sie ein Jahr darauf nach erfolgreicher Prüfung in die Katholische Mädchensekundarschule Gossau wechseln konnte! Hier fühlte sie sich am richtigen Platz und wurde eine gute Schülerin. Die pubertierenden gleichaltrigen Gören allerdings interessierten sie nicht. Aber eine von vielen Schülerinnen umschwärzte Lehrerin in der Maitrise machte die Mädchen mit Pfadfinderei bekannt. Also ging Margot zu den Pfadfinderinnen, die in Gossau damals noch vor allem Töchter aus reformiertem Elternhaus anzug. Das wurde Margots Welt. Sie entwickelte sich vom ängstlichen Mädchen zum «freche Chog», lernte eine Gruppe Gleichalt-



Volontärin Margot Blaser und ein Kibbuznik pflegen kranke Schafe.

riger zu führen, schliesslich war sie Polar getauft worden, nach dem richtungsweisenden Stern. Sie unterstützt bis heute die Pfadfinderbewegung, für sie eine Herzensangelegenheit.

Motivation: Geldknappheit, Abenteuerlust

Sobald sie nach abgeschlossener Lehre als medizinische Laborantin etwas Geld verdient hatte, reiste sie ins englische Canterbury, um in einer Sprachschule Englisch zu lernen.

In England bewegte sich Blaser in einer Schweizer Gruppe, die nach den englischen Monaten gar keine Lust verspürte, sich so schnell wie möglich wieder in den Schweizer Alltag einzufädeln. Die Mutter in Gossau drängte zwar und Margot war knapp bei Kasse. Im Freundeskreis kam die Idee auf: Ein Kibbuz wärs! Kostet fast nichts und verspricht Abenteuer! Arbeiten, um zu leben! Man informierte sich bei dem Dübendorfer Reisebüro, das sich auf die Vermittlung von Kibbuz-Aufenthalten spezialisiert hatte, und beschloss, nach ein paar Wochen Zwischenstopp in der Schweiz, nach Israel zu reisen.

Im Frühling 1973 besteigen Margot, Lisa, Susan, Giorgio, Heinz und Peter das israelische Schiff «Nili» und fahren von Marseille aus via Neapel, Palermo, Famagusta nach Haifa. Im Gepäck die kleingedruckte, sogenannte Kibbuz-Fibel, verfasst vom Reisebüro Kibbuz Tours. In diesem Heftchen steht ausführlich, was für ein Kibbuz-Volontariat dringend gewünscht wurde: Mindestalter 18 Jahre, physische und psychische Gesundheit, volle Arbeitsfähigkeit, reifes, vernünftiges, anständiges Auftreten. Tagwache um fünf Uhr, danach sechs Stunden Arbeit an sechs Tagen in der Woche für die Volontäre, das sind zwei Stunden täglich weniger als für die ech-

ten Kibbuzniks. Zum Beispiel müsse man innerhalb kürzester Frist für 500 Leute Tische decken und nachher wieder abräumen. So lautet die Formulierung in der Kibbuz-Fibel: «Man erwartet von Dir, dass Du das gibst, was Du kannst.». Bestimmt können nicht alle bei grosser Hitze und stundenlang zehn Kilo schwere Pflückkörbe mit Orangen oder Grapefruits tragen, Hühnerställe ausmisten, harte und eintönige Arbeiten in den Werkstätten und Fabriken erledigen. Zu Zartbesaitete und Eigenbrötler sind nicht erwünscht, in den Kibbuzim wohnten die arbeitenden Gäste in Holzbaracken, zu zweit oder dritt in einem Raum.

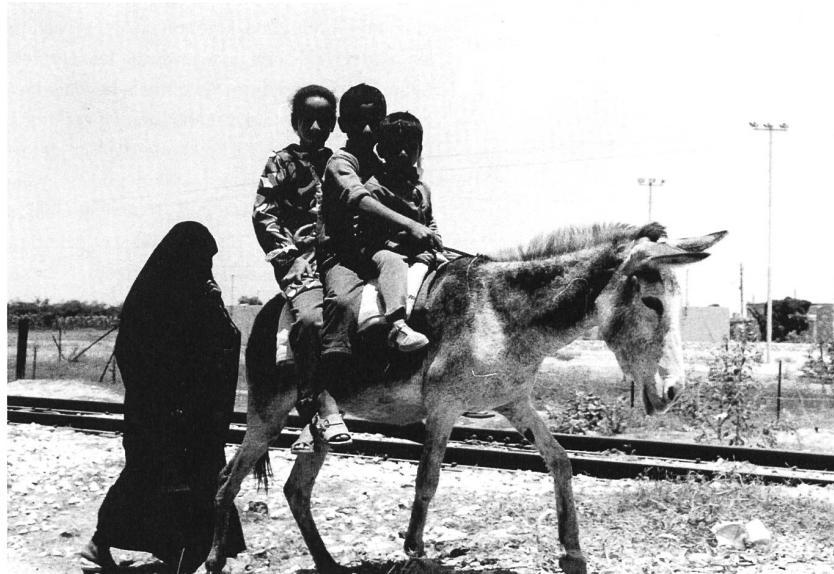
Alltag im Kibbuz Kfar Aza

Margot und ihre Freunde werden erst als zweite Volontär-Gruppe in Kfar Aza aufgenommen, fühlen sich auch sehr willkommen, weil man in diesem Kibbuz noch nicht wie anderswo im Land «volontärmüde» ist. In Kfar Aza, gegründet 1951, leben knapp 300 Menschen nur fünf Kilometer östlich von Gaza, das die Israeli seit dem Sechstagekrieg 1967 besetzt hielten. Das Land des Kibbuz grenzt direkt an den Gazastreifen, getrennt durch eine hohe Stacheldrahtabzäunung, der Haupteingang zum Kibbuz wird kontrolliert.

Dank der Fürsprache eines israelischen Freundes, der in Kfar Aza einen Teil des dreijährigen Militärdienstes leistet, dürfen die beiden Schweizer Volontäre Margot und Giorgio eine Herde von etwa 700 Schafen hüten, und zwar ohne Hunde. Margot kann es gut mit den Schafen. Diese fressen vorwiegend Weizenstroh; haben sie mal Grünfutter, bekommen sie Durchfall. Margot päppelt auch Lämmer mit dem Schoppen auf – ein herziges Bild als Kontrast zur

effizienten Agrarindustrie im Kibbuz. In ihrem Erlebnisbericht «Kibbuzleben» erwähnt Margots Freundin Lisa speziell die Kuhställe mit 400 Tieren und den Masthühnerbetrieb mit Bodenhaltung für 70'000 Küken sowie die Getreidefelder, die aus der Luft bespräyt werden. Geflogen werden die Maschinen von gut bezahlten Militärpiloten; und zwar auch nachts. Dies dünkt ihn noch gefährlicher als bei der Armee, zitiert Lisa einen Kibbuznik. Die Schweizer Volontärinnen und Volontäre, angereist mit einem nostalgisch-landwirtschaftlichen Kibbuzbild im Kopf, nehmen zur Kenntnis, dass ihr Kibbuz Kfar Aza, im Zuge der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung, 1973 mit dem Bau einer PVC-Fabrik beginnt, unterstützt durch die USA. Die Schafhaltung dagegen wird kurz nach Blasers Aufenthalt wegen zu wenig Rendite aufgegeben.

Für getane Arbeit erhalten die Volontäre die gleichen Gegenleistungen wie die Kibbuzmitglieder: Kost, Unterkunft, Toilettenartikel, Briefpapier, Marken, Zigaretten (probates Tauschmittel!), Kaffee, Kekse, kulturelle Veranstaltungen. Die Nichtraucherin Lisa ärgert sich in ihrem Bericht über die Gratis-Zigaretten, Schokolade wäre ihr lieber. Heute, fast 50 Jahre später, bei der Lektüre einer Passage zur medizinischen Versorgung, lacht Blaser, zeigt auf ihren leicht bräunlichen Eckzahn und meint dazu: «Den habe ich mir extra nie schöner machen lassen.» Ihr Eiterzahn sei 1973 im Kibbuz nämlich von der wöchentlich vorbeikommenden Zahnärztin korrekt behandelt worden, allerdings sei eine Verfärbung geblieben, «eine körperliche Erinnerung an den Kibbuz». Zum Thema kostenlose Gesundheitsversorgung notiert Freundin Lisa: «Bevorzugtes Medikament sind Antibiotika.» Ausserdem erhalten Volontärinnen



Im Gaza-Streifen, Frühsommer 1973.

im Kibbuz Kfar Aza ein Taschengeld und einen Gutschein für den Kibbuzladen, der winzig ist, aber mit allem Wichtigen bestückt.

Autostopp nie bei Palästinensern!
Oh doch.

Das Motto «Arbeiten um zu leben» setzt die Schweizer Gruppe um Blaser in die Tat um: Wann immer sie können, bereisen sie das Land, nichtsahnend, dass ein paar Wochen später, am 6. Oktober 1973, der 18-tägige Jom-Kippur-Krieg ausbrechen wird – für Israel unerwartet.

Ausserhalb des Kibbuz ist Blaser, ganz europäische Touristin der 1970er-Jahre, fasziniert von den Beduinen auf der Sinai-Halbinsel und vom pittoresken Reiz des Altstadtlebens in Gaza (heute schwer vorstellbar), wovon viele Fotos zeugen. Die kurze Strecke von Kfar Aza nach Gaza legen Freund Giorgio und Margot 1973 auf der Vespa zurück, die Strasse ist für sie problemlos passierbar. Eine kleine Szene, die haften bleibt: Die beiden wollen von Gaza zurückfahren, Margot steigt hinter Giorgio auf die Vespa auf – und in diesem Moment schnellen ein paar Buben aus der allgegenwärtigen Kinderschar auf sie zu und kneifen die Fremde ins Füdli.

Autostopp ist gang und gäbe, aber mitfahren soll man nur in Fahrzeugen mit gelben, nämlich israelischen Nummernschildern; dringend wird abgeraten, in Autos mit blauen Schildern einzusteigen, denn das sind Palästinenser. Daran hält sich Margots Gruppe nicht. Auch nicht, wenn Margot mal allein unterwegs ist? Nein, auch dann nicht.

War die Situation und die Sicherheit der Frauen für die Schweizer Volontärinnen überhaupt ein Thema? Blaser zögert kurz, nennt dann Golda Meir (1898–1978), die

1973 noch Ministerpräsidentin war (Als eine Konsequenz aus dem Jom-Kippur-Krieg trat Meir ein Jahr später zurück.) Eine so starke Frau wie Meir mit einer so bewegten Biografie, einer solch exponierten Laufbahn habe sie damals tief beeindruckt, einerseits. Sie bedaure heute noch, einen Live-Auftritt der 75-jährigen Meir wegen ihres Zahnproblems verpasst zu haben. Andererseits sei augenfällig gewesen, dass in Teilen der israelischen Gesellschaft die Frauen benachteiligt waren, im Rahmen des Kibbuz aber gleichgestellt.

1975 und 1978 kehrt Blaser für mehrere Wochen nach Israel zurück, besucht unter anderem ihre Nichte, die sie auch zu einem Kibbuz-Aufenthalt angeregt hatte.

Eines will Blaser im Gespräch festhalten: Auch wenn sie gerne ihre Tagebücher und Fotoalben öffnet und auf das gediegen gestaltete Kibbuz-Zertifikat mit ihrem Namen schon ein wenig stolz ist – die heutige offizielle Politik Israels gegenüber der palästinensischen Bevölkerung befremdet sie.

Schweizer Blicke auf Institution Kibbuz

Margot Blaser möchte vor allem die Original-Dokumente sprechen lassen, die sie für diesen Saiten-Bericht zur Verfügung gestellt hat. Besonders aufschlussreich liest sich die 190-seitige Diplomarbeit ihres Kibbuzkollegen Heinz P. Furter: *Kibbuz – nicht nur ein Ethos für Israel*, eingereicht an der Frauenschule der Stadt Bern, Sozial-Pädagogische Abteilung, 1979 (heute BFF – höhere Fachschulen). Furters persönliches Augenmerk und spürbar politisches Denken gilt primär der Erziehung und Ausbildung, speziell der Kollektiverziehung in der kibbuztypischen Institution Kinderhaus, die sich wandelt, ja bröckelt.

Im Kapitel «Eindrücke und Kritiken zum Kibbuzleben 1973 bis 1978» gibt Furter aber Freundinnen und Freunden aus der Schweiz das Wort. Ihre persönlichen Aussagen zu den Volontariatserfahrungen in verschiedenen Kibbuzim sind differenziert: Sie schreiben von prägenden Einblicken, vor allem was die Wurzeln der Kibbuz-Bewegung und das kulturelle Leben betrifft. Für unideologische Neuerungen gegenüber dem stark verblasenden Gedankengut der Pionierzeit haben die meisten Verständnis, wenn auch hie und da vermischt mit einer Spur Nostalgie. Es bestätigt sich, dass die Kibbuz-Motivation der von Furter Befragten kaum politisch, sondern eher pragmatisch ist. Mit Kritik sparen die Schweizerinnen und Schweizer in Furters Diplomarbeit jedoch nicht. Blaser ist es, die am härtesten urteilt, ihre deutlichen Worte zielen auf die Landwirtschaft: «Die Felder werden mit Insektiziden bespritzt, die Fische prophylaktisch mit Antibiotika behandelt. Der Boden wird von A-Z ausgenützt... Sämtliche Leute denken nur an die Gegenwart und nicht an die Zukunft.»

«Stand Ende Siebzigerjahre», meint Blaser im Appenzellerland anfangs 2020 vieldeutig dazu und schiebt die dicke, ringgebundene Diplomarbeit ihres Kibbuz-Kollegen über den Tisch.

Die Schweizer Kibbuz-Gruppe übrigens trifft sich immer mal wieder und pflegt den Kontakt untereinander bis heute. Nicht ausgeschlossen, dass einerseits der Niedergang der Kibbuz-Bewegung und andererseits der Trend zu deren Neubebelung das Gesprächsthema für ein künftiges Treffen der Gruppe wird.

Die Bilder stammen aus Margot Blasers Fotoalben und wurden von ihr, Georg Voss und anderen aus ihrem Freundeskreis 1973 aufgenommen.

25.1. bis 26.4.2020 Portraits von Peter Klaunzer

VERDINGKINDER



Fr, Sa, So 14–17 Uhr
und gegen Voranmeldung

In der Schweiz wurden bis weit ins 20. Jahrhundert hinein Hunderttausende Kinder und Jugendliche in Heimen fremdplaziert oder in landwirtschaftlichen und gewerblichen Betrieben verdingt. In ihrem neuen Umfeld erlebten sie oftmals psychische und physische Gewalt. Die Willkür und der Missbrauch verfolgt sie teilweise bis heute. Durch seine Arbeit für Keystone-SDA ist der Ruggeller Fotograf Peter Klaunzer mit ehemaligen Verding- und Heimkindern in Berührung gekommen. Bewegt durch ihre Geschichte, hat er zahlreiche von ihnen porträtiert. In seinen Bildern nähert er sich den bewegenden Schicksalen behutsam an und ermöglicht einen Einblick in ihre heutigen Lebensumstände.

Begleitprogramm:

Di 03.03.2020, 19.30 Uhr

Geprägt fürs Leben – Fremdplatzierungen von Kindern und Jugendlichen als Teil behördlicher Fürsorgepolitik.

Vortrag von Dr. Loretta Seglias, Liechtenstein Institut, Bendern

Mi 25.03.2020, 19.30 Uhr

Emilia Hassler liest aus «Fluri. Verdinggeschichten eines Bergbuben»

Mi 01.04.2020, 19.30 Uhr

Der Verdingbub – Spielfilm von Markus Imboden

Mit Katja Riemann, Stefan Kurt, Maximilian Simonischek, Andreas Matti u.a., Schweiz 2011, 110 Min.

Detaillierte Infos und weiteres Programm unter www.kmh.li

küefermartishuus

Ruggell/Liechtenstein/www.kmh.li

Saiten

Workshop

Nachrichtenkompetenz

Eine Medienwerkstatt für Schulen und Organisationen



Journalismus hat in den letzten Jahren eine eigentümliche Prominenz erfahren. Irgendwo zwischen Retterin der Demokratie und vierter Staatsgewalt verortet, herausgefordert durch Fake News und Mircotargeting, kämpft Journalismus um Glaubwürdigkeit und Reichweite.

Nachrichtenkompetenz hilft einer aufgeklärten Gesellschaft, sich im riesigen Angebot von Zeitungen, TV- und Radioprogrammen, Onlineangeboten und Social-Media-Kanälen zurechtzufinden.

Mehr wissen: saiten.ch/medienwerkstatt

Saiten hat deshalb anlässlich des 25-Jahr-Jubiläums eine Medienwerkstatt zur Nachrichtenkompetenz initiiert und in Kooperation mit Christian Müller vom Kultur- und Medienbüro WORT TON WELLE erarbeitet.

Sie richtet sich – entsprechend angepasst – an Schulen der Sek I und Sek II, Berufsschulen oder Fachhochschulen. Auch Unternehmen und Organisationen können die Medienwerkstatt buchen.